

DIE GROSSEN FRAGEN

Philosophie

Simon Blackburn

Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

Sachbuch

Die großen Fragen Philosophie

Simon Blackburn ist einer der angesehensten Philosophen unserer Zeit. Er lehrt als Professor für Philosophie an der Universität Cambridge und der Universität von North Carolina.

Er ist Autor von Bestsellern wie *Denken, Gut sein, Wollust, Wahrheit, The Oxford Dictionary of Philosophy* und *How to Read Hume*.

Die großen Fragen behandeln grundlegende Probleme und Konzepte in Wissenschaft und Philosophie, die Forscher und Denker seit jeher umtreiben. Anspruch der ambitionierten Reihe ist es, die Antworten auf diese Fragen darzustellen und damit die wichtigsten Gedanken der Menschheit in einzigartigen Übersichten zu bündeln.

In der Reihe *Die großen Fragen*:

Philosophie

Physik

Universum

Mathematik

Simon Blackburn

Die großen Fragen
Philosophie

Aus dem Englischen übersetzt von Regina Schneider

Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

Inhalt

| | |
|---|----|
| Vorwort | 6 |
| <hr/> | |
| Bin ich ein Gespenst in der Maschine? Von der Suche nach dem Bewusstsein | 8 |
| <hr/> | |
| Was ist das Wesen des Menschen? Das Problem der Deutung | 18 |
| <hr/> | |
| Ist der Mensch frei? Wahlmöglichkeiten und die eigene Verantwortung | 28 |
| <hr/> | |
| Was wissen wir? Virtuelle Realitäten und wertvolle Autoritäten | 38 |
| <hr/> | |
| Bin ich ein vernunftbegabtes Tier? Die Vernunft in Theorie und Praxis | 48 |
| <hr/> | |
| Wie kann ich mich selbst belügen? Oder: Zu wahr, um schön zu sein | 57 |
| <hr/> | |
| Die Gesellschaft – gibt es so etwas überhaupt? Der Einzelne und die Gruppe | 66 |
| <hr/> | |
| Können wir einander verstehen? Vom vorsichtigen Umgang mit Worten | 76 |
| <hr/> | |
| Können Maschinen denken? Künstliche Intelligenz und kognitive Fähigkeiten | 85 |
| <hr/> | |
| Wozu gut sein? (Un)gutes Verhalten und (un)gute Fragen | 94 |
| <hr/> | |

| | |
|---|-----|
| Ist alles relativ? Probleme der Toleranz, Wahrheit und Überzeugung | 104 |
| Vergeht die Zeit? Der sonderbare Strom der Zeit | 115 |
| Warum gehen die Dinge immer weiter und weiter ...? Probleme der Konstanz und des Chaos | 124 |
| Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Die seltsamen Wege des Seins | 132 |
| Was füllt den Raum aus? Die eigenartige Natur der Dinge und ihrer Eigenschaften | 142 |
| Was ist Schönheit? Die fatale Anziehung der Dinge | 150 |
| Brauchen wir einen Gott? Hoffnung, Trost und Urteilsvermögen | 159 |
| Wozu das Ganze? Die Suche nach dem Sinn des Lebens | 169 |
| Was sind meine Rechte? Von positiven, negativen und natürlichen Rechten | 177 |
| Müssen wir den Tod fürchten? Der schreckliche Abgrund des Sterbens | 186 |
| Anmerkungen | 196 |
| Große Philosophen | 202 |
| Index | 204 |

Vorwort

Die zwanzig Fragen, die ich für dieses Buch ausgewählt habe, gehören zu jenen, die wohl vielen Menschen in den Sinn kommen, ob jung oder alt. Sie scheinen sich ganz natürlich zu stellen, ohne große Überlegungen, und sie drängen nach Antworten. Die Philosophie jedoch scheint im Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen eher Fragen zu lieben, anstatt Antworten zu liefern. Es gibt in der philosophischen Tradition nur wenige allgemein anerkannte und endgültige Lösungen. Das mag für uns als akademische Philosophen bedauerlich oder auch beschämend sein, aber das braucht es gar nicht, wie ich finde. Denn dass es so wenige Antworten gibt, liegt teilweise daran, dass einige Fragen, die auf den ersten Blick simpel und unkompliziert erscheinen, in viele andere kleine, ebenfalls überlegenswerte Fragen zerfallen. So fragen wir etwa „Wozu moralisch leben?“ oder „Was ist der Sinn des Lebens?“ – als würde *die* eine Antwort darauf gleich ums Eck warten. Aber vielleicht gibt es ja viele verschiedene Fragen: Wozu auf diese eine bestimmte Weise, in dieser einen bestimmten Situation und unter diesen oder jenen oder anderen Umständen moralisch sein? Welche von all den Dingen, die uns Menschen interessieren und beschäftigen, verdienen diese Aufmerksamkeit? *Die* eine große Antwort aber gibt es nicht. Es gibt nur viele Antworten in vielen verschiedenen Kontexten. Und dies zu erkennen, macht den Fortschritt aus.

Wieder andere Fragen bergen versteckte Fallen. Die Frage „Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?“ ist hierfür ein gutes Beispiel. Obgleich diese Frage bisweilen als die grundlegende Frage der Philosophie schlechthin betrachtet wird, so kann es dennoch sein, dass die Tiefgründigkeit sowie das Interesse, das sie zu erwecken vermag, das Artefakt eines logischen Streichs ist, der bewirkt, dass diese Frage unlösbar ist. Oder auch nicht: All dies sind Dinge, die wir behutsam angehen müssen, und nicht alle Philosophen wandeln auf dem gleichen Pfad. Aber das ist nichts, wie ich finde, worüber wir klagen oder beschämt sein müssen. In anderen Dingen, die für den Menschen eine Rolle spielen, denken wir ja auch nicht alle in die gleiche Richtung: Stellen Sie sich doch nur einmal vor, wie unterschiedlich sich eine politische Entscheidung oder ein Familienurlaub (oder ein Familienstreit) den unterschiedlichen Beteiligten oder Beobachtern darstellen mag. Shakespeare schrieb wunderbare Stücke über Liebe, Krieg, Angst, das Streben des Menschen und dergleichen mehr. Doch nie-

mand würde denken, er habe endgültige „Antworten“ gegeben oder es gäbe nichts, was dem hinzuzufügen wäre.

Ich will versuchen, den Leser vertraut zu machen mit einigen der großen Fragen, mit einigen Antworten und mit einigen Fallen und Tücken, die diese Fragen umgeben.

Die zwanzig Fragen, die ich ausgewählt habe, folgen keiner bestimmten Reihenfolge. Nur die letzte habe ich wohlweislich ans Ende platziert, denn sie holt uns alle am Ende ein. Die einzelnen Kapitel sind in sich abgeschlossen, sodass Sie, werter Leser, an jeder beliebigen Stelle eintauchen können und sich, so hoffe ich, durch den ein oder anderen Querverweis anregen lassen, weiter durch die Seiten zu stöbern.

Im 21. Jahrhundert setzt sich ein Trend fort, der sich bereits im vergangenen Jahrhundert abgezeichnet hat – ein gewisser wissenschaftlicher Triumphalismus. Die Euphorie, die mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms eingesetzt hat, sowie die damit verbundenen glänzenden Aussichten auf unbegrenzten biologischen und medizinischen Fortschritt, haben eine Atmosphäre geschaffen, in der Geisteswissenschaften, wie die Philosophie, an den defensiven Rand geraten sind. Insoweit wir Philosophen versuchen, die menschliche Existenz zu deuten und zu verstehen, müssen wir fragen, ob die Philosophie damit nicht pensionsreif ist, überholt und ersetzt von der unaufhaltsamen Gewalt der stetig fortschreitenden Naturwissenschaften? In einer Reihe von Kapiteln reflektiere ich über die tatsächlichen Errungenschaften und Verheißungen der neuen Humanwissenschaften, wenn auch nicht immer mit einem so festen Vertrauen, wie es Andere diesbezüglich hegen mögen. Ich hoffe, dass die angeführten Gründe wenigstens ein paar Zweifel aufkommen lassen und dass sie den Einen oder Anderen in die Lage versetzen, sich den schwierigen Fragen, wie wir denken und fühlen, wie wir denken und fühlen sollten, mit angemessenem Respekt zu nähern.

Großen Dank schulde ich meiner Agentin Catherine Clarke und meinem Lektor Wayne Davis für ihre unermüdliche Unterstützung. Und wie immer danke ich auch meiner Frau, deren redaktionelle und literarische Hilfe von unschätzbarem Wert war. Im Jahr 2008 bewilligte mir die University of Cambridge ein Sabbatjahr, in dem ich Zeit und Muße fand, etliche der Kapitel zu diesem Buch zu schreiben, während die University of North Carolina in Chapel Hill mir zur gleichen Zeit einen Lehrstuhl für meine Arbeiten einrichtete. Beiden Universitäten bin ich überaus dankbar.

Bin ich ein Gespenst in der Maschine?

Von der Suche nach dem Bewusstsein

Wie jeder weiß, sind wir alle Wesen aus Fleisch und Blut. Unsere fleischliche Hülle birgt ein geniales Gehirn, eine unvorstellbar komplexe Ansammlung von einigen hundert Milliarden Neuronen (Hirnzellen), von denen jedes einzelne mit tausend anderen verbunden ist: Alles in allem sind das Billionen von Verbindungen.

Das menschliche Gehirn steuert unser Erinnerungs-, Vorstellungs-, Lern- und Denkvermögen sowie unser willkürliches Verhalten. Es lenkt zudem unser unwillkürliches Verhalten und ist an den autonomen Handlungen unserer biologischen Unterstützungssysteme beteiligt. Unsere Sinnesorgane reagieren auf Reize von außen und übermitteln die empfangenen Signale an entsprechende Regionen im Gehirn. Diese wirken dann so zusammen, dass wir sehen, fühlen, schmecken, riechen, erinnern, Dinge vergleichen und einordnen können – ein wunderbares Zusammenspiel, das meist auch sehr gut funktioniert. Doch wie hochempfindlich das ganze System ist, erahnen wir meist erst dann, wenn eine Störung auftritt. Eine kleine neuronale Schädigung und schon erkennen wir unser eigenes Spiegelbild nicht mehr, halten uns für einen anderen, oder wir erinnern uns nicht mehr, wer oder wo wir sind oder verwechseln die eigene Frau gar mit einem Hut (*eine Anspielung auf den Titel von Oliver Sacks „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“*; Anm. d. Übs.) Ein winziger Schatten auf der Hirnaufnahme und Alzheimer erwartet viele von uns auf schreckliche Weise.

Die innere Welt

Soweit die organische Basis, die unserem Leben als bewusste, denkende und handlungsfähige Lebewesen zugrunde liegt. Schön und gut, höre ich Sie sagen, als Basis ausgezeichnet. *Und weiter?* Von *was* ist es denn die Basis? Betrachten wir einmal den optischen Reiz. Wir können diesen Reiz

verfolgen von dem Moment an, da Licht von außen in unser Auge eindringt, über die Linse auf die Netzhaut trifft, wo feinste Sehzellen aktiviert werden, die den Reiz an den Sehnerv weiterleiten, welcher ihn wiederum an das Sehzentrum im Großhirn übermittelt, das verschiedene Teile im gesamten Gehirn in Erregung versetzt. Doch wo fängt meine bewusste Wahrnehmung an, wenn ich, sagen wir mal, gerade ein Auto vorbeifahren sehe? Wie entsteht eine bewusste Erfahrung? Wie dringt sie aus diesem grandiosen physikalischen System hervor? Um darauf Antworten zu finden, denken wir uns eine Art sekundäre Welt dazu – die Welt der „inneren“ Erfahrung. Zu dieser Welt gehören unsere Vorstellungen, Gefühle, Gedanken und Sinnesempfindungen, all das, was unsere ganz eigene, ganz persönliche Wahrnehmung der Dinge ausmacht.

Meine innere Welt, so denken wir, ist nur mir zugänglich, und Ihre nur Ihnen. Ihre innere Welt ist mir nicht zugänglich, oder zumindest nicht in der gleichen Weise, wie sie Ihnen oder wie die meine mir zugänglich ist. In diesem Sinne hat nur jeder für sich allein einen privilegierten Zugang zu den eigenen mentalen Zuständen. Als Wissenschaftler sind Sie vielleicht in der Lage, die Erregungsmuster in meinem Gehirn aufzuzeichnen. Aber ich bin es, ich, das Subjekt, welches das Auto vorbeifahren sieht. Sie haben das Bild, das ich sehe, nicht vor Augen, egal, wie sehr Sie mein Gehirn durchforsten oder wie genau Sie sichtbar machen, in welchem Takt meine Hirnzellen ihren Tanz vollführen. Die mentalen Zustände selbst sind nicht erkennbar, bleiben auch der modernsten Neurowissenschaft verborgen. Mal angenommen, ich denke gerade an die Prachtstraßen von Paris, male sie mir vor meinem geistigen Auge aus und sehe mich vergnügt flanieren. Ein Neurophysiologe – und da kann er mein Gehirn durchforsten, wie er will



*Die schlafende
Zigeunerin (1897),
Henri Rousseau
(1844–1910)*

– wird darin kein Stückchen finden können, das ihm genau diesen Gedanken verrät und ihn triumphieren lässt: „Aha! Hier haben wir ihn, den Gedanken an die Straßen von Paris!“ Denn mein Gehirn ist nur grau, die Prachtstraßen in meinen Gedanken aber sind strahlend bunt. Mein Gehirn ist nur ein kleiner Klumpen, die Prachtstraßen aber sind lang und breit. Und es ist von weicher Konsistenz, in meinem Tagtraum aber herrscht reger Verkehr auf hartem Asphalt.

Derlei Gedanken sind eigentlich völlig selbstverständlich, führen in der Philosophie aber schnell zu unlösbaren Rätseln. Zu Beginn der wissenschaftlichen Revolution im 17. Jahrhundert hielt René Descartes einen Teil des Gehirns (die Zirbeldrüse) für eine Art Tor zur Seele. Hinter diesem Tor, so Descartes, wohnt das eigentliche Ich, unser geistiges Wesen. Das Gehirn übermittelt uns Botschaften, während wir ihm Befehle erteilen können, wodurch eine Reihe von Abläufen in Gang gesetzt wird, die bewirken, dass wir gehen, dass wir sprechen, oder auch, dass uns dieses philosophische Rätsel vom menschlichen Bewusstsein völlig verwirrt. Dieses Modell bezeichnete Gilbert Ryle im 20. Jahrhundert als Mythos vom „Gespenst (oder Geist) in der Maschine“. Danach gleicht unser organisches System von Gehirn und Körper einer riesigen mechanischen Maschine, deren Funktion darin besteht, Informationen an unseren Geist zu übermitteln, der wie ein „Gespenst“ wirkt und die Hebel unseres Körpers bewegt. Zwar verwahrte sich Descartes gegen ein Konzept von einem Ich, das den Körper lenkt wie ein Steuermann sein Schiff, doch dieses Bild hat er uns letztlich überliefert.

Gottes große Güte

Sich das Bewusstsein auf diese Weise vorzustellen, ist allerdings höchst unzureichend. Damit stutzen wir die Flügel der Wissenschaft auf ziemlich drastische Weise. Für das obige Konzept hieße das, egal, wie weit die Wissenschaft voranschreitet, das Tor bleibt zu. Das Tor zur Welt des Bewusstseins und damit der Welt dahinter mit ihren äußerst rätselhaften Verbindungen zur physikalischen Welt bleibt auf immer verschlossen. Die Welt des Geistes bleibt der wissenschaftlichen Erkenntnis verborgen. Das ganze System, durch das der Geist mit dem Körper verbunden ist, mitsamt den unbekanntem regelhaften Gesetzen und Kräften, die darin wirken, wird sich uns nie erschließen. Doch weder die Naturwissenschaft noch die Philosophie wollen in ihrem steten Streben nach Erkenntnis etwas von solchen Sperrgebieten wissen.

Das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nennt man auch das Jahrzehnt der Bewusstseinsforschung, zu der verschiedene, angrenzende Disziplinen wichtige Beiträge geleistet haben. Die grundlegenden philosophischen Optionen aber wurden bereits dargelegt, kurz nachdem Descartes den Anstoß dazu gegeben hatte. Sie finden sich in einem Dialog zwischen John Locke und Gottfried Wilhelm Leibniz. Darin wirft John Locke die Frage auf, warum eine bestimmte bewusste Sinneserfahrung (wie etwa ein Nadelpieksen auf der Haut) aus einem bestimmten Reizmuster in der physikalischen Welt entstehen sollte. Locke, der dem Descartes'schen Konzept folgt, kann hier nur eine Antwort finden, um eine erklärende Verbindung zwischen Geist und Körper zu schaffen: „Gottes große Güte“ hat es so eingerichtet. Und damit sagt er auf blumige Weise, dass wir die Antwort auf diese Frage nicht wissen können. Leibniz hingegen, der im Hinblick auf die menschlichen Erkenntniskräfte eine vielleicht optimistischere Auffassung vertritt (► *Warum gibt es etwas und nicht nichts?*), erwidert darauf:

Man darf sich nicht einbilden, daß diese Vorstellungen der Farbe oder des Schmerzes willkürlich und ohne Beziehung oder natürliche Verbindung mit ihren Ursachen sind; mit so wenig Ordnung und Vernunft zu handeln, ist nicht Gottes Gewohnheit. Ich möchte vielmehr sagen, daß dabei eine Art von Ähnlichkeit ist, zwar keine gänzliche und sozusagen in terminis, aber doch eine in Ausdruck zu fassende oder eine Art von Beziehung der Anordnung, wie eine Ellipse und selbst eine Parabel oder Hyperbel in gewisser Beziehung dem Kreise gleichen, dessen Projektion auf der Ebene sie sind, (...) Allerdings gleicht der Schmerz nicht den Bewegungen einer Nadel, er kann aber sehr wohl den Bewegungen, welche diese Nadel in unserem Körper verursacht, gleichen und diese Bewegungen in der Seele darstellen, wie ich gar nicht zweifle, daß es der Fall ist.

Locke zufolge musste Gott im Grunde drei Dinge vollbringen: die physikalische Welt erschaffen, die Welt der bewussten Erfahrung hervorbringen und die brückenbildenden Gesetze erzeugen, mit denen er beide Welten miteinander verbindet. Nach Leibniz hat Gott nur eines zu tun: eine physikalische Welt erzeugen, aus der alles andere folgt auf die Weise, wie geometrische Sätze aus ihren Prämissen folgen. Hat Gott (oder die Natur) erst einmal ein rechtwinkliges Dreieck geschaffen, so muss er oder die Natur nichts weiteres tun, um sicherzustellen, dass das Quadrat der Hypotenuse so groß ist wie die Summe der Quadrate der beiden Katheten. Leibniz stellt insofern heraus, auf was es ankommt: Die Welt der bewussten Erfahrung muss in eine verständliche Beziehung gesetzt werden mit der Welt der Physik und der Neurowissenschaft.

Von Mary, Spektren und Zombies

Dass Gedanken lediglich aus bestimmten Kombinationen von neuronalen Erregungen in unserem Gehirn „entstehen“ sollen, reicht uns als Erklärung nicht aus. Allenfalls „supervenieren“ sie auf neuronalen Zuständen, um einen gängigen philosophischen Ausdruck zu benutzen. Das bedeutet, dass sich kein mentaler Zustand (Gedanke) verändern kann, ohne dass sich auch der zugrunde liegende neuronale Zustand (Gehirnzustand) ändert. Aber was genau soll das heißen? Wie Bewusstsein aus Aktivitäten des Gehirns entstehen soll oder was eigentlich diese bewusste Welt ausmacht, bleibt nach wie vor unklar. Eine Frage, die uns genau so verzweifeln lässt wie Locke, der sie letztlich mit „Gottes Güte“ erklärt. Leibniz hingegen sucht nach einer durchsichtigeren Erklärung. Er will das schließen, was Philosophen der neueren Zeit als „Erklärungslücke“ bezeichnen.

Es gibt eine ganze Reihe von Argumenten, die darauf angelegt sind, diese Erklärungslücke weit offen zu halten – Gedankenexperimente, die bisweilen abschätzig als „Intuitionspumpen“ bezeichnet werden, da sie uns glauben machen, das Problem des Bewusstseins sei unlösbar. So etwa das Zombie-Argument: In philosophischen Gedankenexperimenten ist ein Zombie ein fiktives Wesen, das sich äußerlich nicht vom gewöhnlichen Menschen unterscheidet, in dem das Tor zum bewussten Erleben aber verschlossen bleibt. Das heißt, dieses Wesen verhält sich wie du und ich, ist jedoch vollkommen ohne Bewusstsein. Es hat keinerlei Innenleben, erweckt lediglich den äußeren Anschein, eines zu haben. Gemäß Lockes Sichtweise kann Gott Zombies erschaffen. Ein zweites Gedankenexperiment ist das Argument vom „Invertierten Spektrum“. In diesem Argument wird eine Person angenommen, die sich in ihren körperlichen Anlagen in nichts von anderen Menschen unterscheidet, die jedoch ein systematisch invertiertes Farbspektrum besitzt. Wo wir Blau erleben, erlebt diese Person Rot und umgekehrt. Noch einmal: Körperlich unterscheidet sich diese Person nicht von uns, aber sie hat eine andere Wahrnehmung und daher auch ganz andere bewusste Erlebnisse. Ein weiteres Argument ist das sogenannte Argument des unvollständigen Wissens, das der australische Philosoph Frank Jackson in einem aufsehenerregenden Aufsatz entwickelt hat. Er erfindet dafür Mary, eine brillante Physiologin, die alles weiß, was es über physikalisch-chemische Vorgänge im Gehirn zu wissen gibt, und die auch alle menschlichen Verhaltensreaktionen auf Reize von außen kennt. Allerdings verbringt Mary ihr Leben von Geburt an in einem schwarz-weißen Raum. Eines Tages tritt sie aus ihrem farblosen Raum hinaus in die Welt und

sieht zum ersten Mal in ihrem Leben eine Banane. „Aha!“, sagt sie sich. „Nun weiß ich also, *wie es ist*, die Farbe Gelb zu sehen! Das habe ich mich oft gefragt.“ Die hier zu Tage geförderte Intuition ist, dass Mary etwas völlig Neues lernt. Sie hat ein Aha-Erlebnis, das sich urplötzlich auf ihrer bewussten „inneren Bühne“ einstellt. Obgleich sie alle physikalischen Tatsachen über Farben kennt, alles weiß über Stäbchen und Zapfen im menschlichen Auge, alle Theorien über die Verarbeitung von Lichtreizen unterschiedlicher Energien und Wellenlängen im Auge-Gehirn-System kennt – wie es sein würde, die Farbe Gelb zu sehen, hätte sie ohne die direkte Sinneserfahrung nie sagen können. Diese Wissenslücke entspricht der „Erklärungslücke“.

Wie entsteht die bewusste Erfahrung in unserem genialen physikalischen System? Wie dringt sie daraus hervor?

Allerdings passt etlichen Philosophen die Richtung nicht, in die uns diese Intuitions-pumpen schieben, weshalb sie mit Leibniz dagegen steuern. Sie machen vor allem geltend, dass derlei Argumente dem Zweifel in Bezug auf das Bewusstsein der Anderen sehr viel Raum lassen. Wenn Zombies möglich sind, woher will ich wissen, dass Sie nicht so ein Zombie sind? Alles, was ich je beobachten kann, sind Ihre Taten und Worte. Doch rechtfertigt das meine Annahme, dass Sie genau wie ich ein Bewusstsein haben? Wer weiß, vielleicht gefiel es Gott in seiner großen Güte, mich als einziges bewusstes Wesen unter Milliarden von Zombies zu erschaffen. Oder in seiner allbekanntesten Güte nur die Menschen mit einem Bewusstsein auszustatten, die ein halbwegs angenehmes Leben führen, sodass die Ärmsten dieser Welt sich ihres Elends (Gott sei Dank) nicht bewusst sind und gar nichts davon mitbekommen.

Wenn invertierte Spektren möglich sind, dann sind Sie möglicherweise der stolze Besitzer eines solchen. Gut, wir könnten diese bittere Pille nun schlucken und mit dem Gedanken ringen, dass wir tatsächlich weniger über die Anderen wissen, als wir dies vermeinen. Doch der Nachgeschmack ist noch viel bitterer. Dafür sorgt Ludwig Wittgenstein, der mit einem seiner brilliantesten Argumente auch unseren eigenen Fall fraglich werden lässt. Woher will ich wissen, dass ich Farben heute genau so sehe, wie ich sie gestern gesehen habe? Woher will ich wissen, dass ich mein Lebtag lang schon ein Bewusstsein gehabt habe, bis zum jetzigen Augenblick? Weil meine Erinnerungen mir dies versichern, möchte ich antworten. Doch diese Antwort hinkt. Vielleicht hat ja eine ganze Reihe physikalischer Ereignisse, die in meinem Gehirn und meinem Körper bis zum jetzigen Moment abgelaufen sind, mein gegenwärtiges Nervensystem verändert? Und

das schickt nun alle möglichen Botschaften durch das Tor meines Bewusstseins, auch solche, die mich in meinen Gedanken versichern, dass ich die Farben heute so sehe, wie ich sie gestern gesehen habe, oder dass ich zeit meines Lebens ein Bewusstsein gehabt habe. Und überhaupt, wieso sollte ich mich in dieser Frage auf meine Erinnerungen verlassen? Vielleicht öffnen sich die Tore zu meinem Bewusstsein gar nicht so häufig, so dass ich mir eben jetzt einbilde, dass sie immer offen gestanden haben, auch wenn dem nie so war! Aus eben diesem Grund gibt es auch keine schlüssige Theorie darüber, wie das Bewusstsein es schafft, Spuren von sich selbst zu hinterlassen. Wir wissen lediglich, dass Erinnerungen generell vollkommen abhängig sind von einer reibungslos funktionierenden Neurophysiologie; und soweit wir das sagen können, braucht es physikalische Energien, um neuronale Erregungen zu erzeugen. Gut möglich also, dass unser Bewusstsein gar keine Spuren hinterlassen kann und auch nie hinterlassen hat. Und so leben wir in der ständigen Illusion, wir hätten schon immer ein Bewusstsein gehabt, bis zum heutigen Tag, genauso wie jetzt in diesem Augenblick.

Philosophischer Gegenwind

Nein, auch diese Erklärung genügt nicht. Kommen wir noch einmal zurück auf Leibniz. Wie kann diese „verständliche Beziehung“, von der er spricht, gefunden werden? Schauen wir uns die drei Intuitionsbomben eine nach der anderen noch einmal an. Zunächst die Zombies: Für mich ist es jedes Mal sehr amüsant, wenn ich meinen Studenten dieses Gedankenexperiment erkläre, das fast alle sehr überzeugend finden. Wenn ich sie dann frage, wie so ein Zombie wohl geht, fangen sie an, sich wie eine steife und ungelenke Parodie auf Frankensteins Monster zu gebärden, stapfen und taumeln wie automatisiert umher. Und wenn ich sie dann frage, wie so ein Zombie wohl spricht, fangen sie an, alle möglichen Laute von sich zu geben, die klingen wie eine computerisierte Telefonstimme vom Band – monoton, ausdruckslos, mechanisch. Alles Quatsch! In Wirklichkeit ist es echt schwer, Zombies auszumachen, denn sie gehen und sprechen genauso wie du und ich. Aber betrachten wir unsere eigenen Bewegungen: Wir zeigen einen aufmerksamen Blick, ein flüchtiges Lächeln, ein kurzes Zeichen des Verstehens, eine lebhaftige Geste für eine Situation oder einen Scherz, ein ratloses Stirnrunzeln; in einem fort machen wir unendlich viele kontrollierte Bewegungen, verfügen über eine reiche Palette an Emotionen, Launen, Attitüden und Gefühlen. Und allein unser Gesicht bildet unsere

Gedankenprozesse auf ganz wunderbare und präzise Weise ab. Wenn wir weiter darüber nachdenken, rückt etwas von Leibniz' geometrischer Analogie wieder in den (philosophischen) Blick: Unser Bewusstsein (unser Inneres) findet seinen *Ausdruck* in unserem Gesicht und unserem körperlichen Gebaren (unserem Äußeren). Vielleicht ist diese Beziehung in der gleichen Weise verständlich wie das Verhältnis von Kreis und Ellipse in seinem Beispiel. Wir wissen, was sich im (inneren) bewussten Erleben unseres Freundes abspielen *muss*, wenn wir in seinem Gesicht lesen, dass er enttäuscht und entmutigt ist, oder wenn er plötzlich anfängt, schallend über einen Witz zu lachen. Somit verliert die Idee eines unbeseelten, philosophischen Zombies an Überzeugungskraft: Denn ein Wesen, das sich mit seinem aufmerksamen Blick, flüchtigen Lächeln, ratlosen Stirnrunzeln und körperlichen Gebaren in nichts von uns unterscheidet, hat den gleichen *Ausdruck*, wie wir ihn haben. Es ist demnach beseelt, genauso wie wir es sind. Die Zombies meiner Studenten unterscheiden sich in genau diesem Punkt – sie sind völlig unbeseelt.

Nun zum Argument vom „Invertierten Spektrum“. Es wirft eine Reihe faszinierender Fragen auf, die hier nur angedeutet werden können. Zunächst einmal fällt auf, dass es immer Farbinversionen sind, die sich als denkbare Fälle präsentieren. Es fällt uns weit schwerer, uns auf die Idee einzulassen, dass es auch ein Wesen geben könnte, das sich in nichts von mir unterscheidet, das jedoch ein systematisch invertiertes Tonspektrum besitzt (wo wir ein tiefes Brummen hören, hört es ein hohes Piepen und umgekehrt). Oder auch die Idee, dass es ein Wesen geben könnte, das Schwarz sieht, wo ich Weiß sehe und umgekehrt, was wirklich sehr schnell zu Verwirrungen führt. Sieht dieses Wesen etwa schärfer, sobald es dunkler wird? Müsste es in der Nacht nicht hell und am Tag dunkel sehen? Gleichwohl stolpert es in der Nacht umher und weicht am Tag allen Hindernissen aus. Können wir dem wirklich einen Sinn abgewinnen? Bei der Idee vom invertierten Farbspektrum ist die Lage nicht so offensichtlich, im Grunde greifen aber ähnliche Argumente. Farben sind verbunden mit anderen Aspekten der dinglichen Wahrnehmung: Rot assoziieren wir mit warm und aufregend, Gelb mit hell, Blau mit dunkel oder Grün mit kühl. Farben stehen untereinander in einer sehr verschachtelten Beziehung, und es ist überhaupt nicht ersichtlich, dass eine systematische Umstellung rund um den Farbkreis, die all diese inneren Beziehungen beibehält, möglich ist. All das zusammengenommen können wir zumindest die Hoffnung hegen, dass wir, sobald alle physikalischen Bedingungen fix sind, auch tatsächlich erkennen können: So sehen Farben aus.

Haben Tiere ein Bewusstsein? Sieht ganz so aus, als würde ein Fisch am Angelhaken echte Schmerzen leiden. Aber ist dem wirklich so?

Wenn dem so ist, dann ist auch Marys Aha-Erlebnis gar nicht mehr so erstaunlich. Nehmen wir mal an, Mary bekommt eine lila Banane. Wahrscheinlich erkennt sie sofort, dass sie veräppelt wird. Denn ihr theoretisches neurophysiologisches Wissen über die Lichtempfindlichkeit unserer Farbsehsinneszellen sagt ihr,

dass es nur vier Grundfarben gibt: Rot, Grün, Gelb und Blau. Andere Farben, so weiß sie, sehen aus wie Mischungen: Lila (aus Rot und Blau) oder Orange (aus Rot und Gelb). Da sie im Vorfeld weiß, dass Gelb, wie auch immer Gelb aussehen mag, eine helle Grundfarbe ist und dass Bananen angeblich gelb sind, weiß sie vom bloßen Hinsehen, dass es sich bei dieser lila Bananenimitation nicht um eine gewöhnliche Banane handeln kann. Vielleicht können wir dieses Argument so erweitern, dass die Erklärungslücke etwas kleiner wird und Leibniz' Ansatz hier zum Zuge kommt.

Doch die Frage nach dem Bewusstsein lässt uns noch immer keine Ruhe. Menschen, die vollständig gelähmt sind, erinnern sich möglicherweise an ihr einst reges geistiges Leben, haben aber keinerlei Möglichkeit, dies zum Ausdruck zu bringen. Auch das erweckt den Anschein, dass Körper und Geist zwei sehr unterschiedliche Dinge sein müssen. Ein anderes Beispiel sind Tiere. Wir sehen, wie sie aussehen und sich gebärden, doch irgendwie scheint uns ihr geistiges Leben völlig undurchsichtig. Wir fragen uns gar, ob manche Tiere überhaupt ein Bewusstsein haben. Fische etwa. Wobei es ganz danach aussieht, als würden sie am Angelhaken echte Schmerzen leiden. Aber ist dem wirklich so? Fühlen sie Schmerzen auf die gleiche Weise wie wir Menschen? Gewiss, ob Tiere ein Bewusstsein haben, ist eine andere philosophische Frage. Aber man bekommt womöglich ein Gespür dafür, warum jemand, der sich in jeder Hinsicht wie eine normale Person verhält, auch das Bewusstseinsleben einer normalen Person haben muss (und da sind wir ganz bei Leibniz). Während man gleichzeitig nicht so recht weiß, was man über Menschen sagen soll, die sich in mancher Hinsicht nicht normal verhalten oder eben über Tiere, die sich in jeder Weise anders verhalten.

Eine gängige neuere Annahme ist die, dass sich das Bewusstsein mit zunehmenden Fähigkeiten „höherer Ordnung“ entwickelt, wodurch wir geistige und körperliche Zustände beobachten können. Es ist die Erkenntnis der eigenen Beeinträchtigung oder des eigenen Leids, die den bewussten Schmerz ausmacht. Der „notleidende“ Fisch ähnelt insofern möglicherweise eher einer Pflanze, die leidet, weil sie nach Wasser dürstet. Descartes

schaffte es, sich selbst davon zu überzeugen, dass es außer uns Menschen keine anderen Lebewesen mit einem Bewusstsein gibt. Andere Philosophen sagen, dass ein Denken höherer Ordnung und somit Bewusstsein ohne Sprache nicht möglich sei. So ganz aber wollen wir uns mit diesen die Arten ungleich behandelnden Argumenten nicht abfinden. Beim Anblick treuer Hundeaugen oder einem unglücklichen Äffchen im Zoo denkt wohl kaum einer in diese Richtung. Aus evolutionärer Sicht jedenfalls gibt es keinen Grund zu glauben, das Bewusstsein habe einzig die Funktion, unsere eigenen Zustände zu beobachten, denn es steht im Gegensatz dazu auch in Beziehung mit der Welt um uns herum.

Ich bin der Ansicht, dass wir uns dem Wesen des Bewusstseins am besten dadurch annähern, dass wir von dem Gedanken abrücken, es würde sich in einem uns irgendwie unverständlichen körperlichen Gebaren ausdrücken. Vielmehr sollten wir im Sinn behalten, dass ein Lächeln eine gänzlich natürliche Ausdrucksform von Freude oder Glück ist. Der geistige Zustand ist also nicht etwas, was hinter dem Schleier eines vollkommen „funktionsfähigen“ Wesens verborgen bleibt, sondern etwas, das sich in seinem Gesicht und seinen Gebärden spiegelt. Nicht von ungefähr geht jemand, der glücklich ist, leicht und beschwingt, und jemand, der niedergeschlagen ist, schwer und mit gebeugtem Haupt. Im Grunde wissen wir eine ganze Menge über das Bewusstsein Anderer. Jemand der neben mir sitzt und sich mit mir das gleiche Fußballspiel ansieht, wird es auf so ziemlich die gleiche Weise sehen wie ich, es sei denn, er entdeckt aufgrund seiner Aufmerksamkeit oder Erfahrung noch ein paar andere Dinge als ich – aber auch das ließe sich feststellen.

Dieser Denkansatz bringt uns dem ein wenig näher, was Aristoteles meint, wenn er sagt, dass der „Geist die Form des Körpers“ ist. Interessanterweise hatten die Griechen kein Wort, das sich unmittelbar mit „Bewusstsein“ übersetzen lässt. Vielleicht waren sie uns voraus und haben sehr viel früher als wir erkannt, dass das Bewusstsein nicht eine Frage von (mental) Ereignissen ist, die in einer rätselhaften Parallelwelt spielen. Gott (oder die Natur) hat das beseelte Wesen erschaffen. Und damit war das Werk vollbracht. Es musste keine zweite Welt hinzugefügt werden, und in einem dritten Schritt mussten auch nicht die beiden Welten zusammen gebracht werden.

Was ist das Wesen des Menschen?

Das Problem der Deutung

Das innerste Wesen des Menschen hat nicht nur Philosophen seit alters her fasziniert. Der rein physische (körperliche) Leib ist wissenschaftlich und medizinisch in vielen Details erforscht. Unsere seelischen Zustände hingegen sind sehr viel schwerer fassbar. Und so deuten wir uns unermüdlich immer wieder neu. Wir Menschen sind so komplexe Wesen, dass wir uns selbst und andere immer wieder erstaunen.

Liegt es im Wesen des Menschen, rational oder emotional zu sein? Selbstbezogen oder selbstlos? Klug und vorausblickend oder beschränkt und kurzsichtig? Streitsüchtig oder friedfertig? Promisk oder monogam? Blutrünstig oder moralisch? Selbst nach Jahrtausenden der Erfahrung ist man sich nicht einig darüber.

Bibliothek oder Labor?

Wenn weder Jahre des Geschichtsstudiums in Bibliotheken oder der anthropologischen Feldforschung sichere Antworten auf diese alten Fragen liefern konnten, wieso soll es dann die moderne Wissenschaft können? Die Wissenschaften, auch vermeintliche Wissenschaften, arbeiten eifrig daran: Evolutionspsychologen stellen allerlei Theorien über unsere menschlichen Vorfahren im Eiszeitalter auf. Primatologen beobachten Schimpansen oder Bonobos, um aus deren Verhalten Rückschlüsse auf uns Menschen zu ziehen. Experimentelle Wirtschaftsforscher lassen Probanden um Geld spielen, Neurophysiologen werten Aufzeichnungen von Gehirnscannern aus und Sozialpsychologen nutzen das Internet, um Fragebogen in alle Welt zu senden.

Unsere Theorien über uns selbst sind von besonderem Belang. Wenn ich davon ausgehe, dass alle Menschen de facto egoistisch sind, hat das Auswirkung darauf, wie ich mein Leben führe. Möglicherweise werde ich

selbst zum Egoisten, vertraue niemandem und bin selbst auch nicht vertrauenswürdig, und andere folgen vielleicht meinem Beispiel. Wenn ich glaube, dass unsere Gene unser Schicksal bestimmen und Kultur keine Rolle spielt, wieso sollte ich dann Steuern für Schulen zahlen oder mich darum scheren, was für Filme meine Kinder sehen. Eine falsche Vorstellung vom Wesen des Menschen kann der Beginn einer Abwärtsspirale sein. Insofern sind diese Fragen nicht nur theoretisch äußerst interessant, sondern haben auch eine unmittelbar praktische Bedeutung.

Kultur und Natur

Nähern wir uns dem Thema zunächst mit der Frage, ob das Wesen des Menschen an sich überhaupt ein anerkanntes Konzept darstellt. Oder ist es bloß ein Überbleibsel der Aristotelischen Idee, wonach alles Seiende einen bestimmten Naturzustand hat? Eine Idee, die Darwin kurzerhand zunichte macht, indem er zum einen behauptet, dass es im Verlauf der Zeit zu einer Artenwandlung kommt, und zum anderen, dass der Mechanismus der Artenwandlung in der Variation innerhalb der Arten begründet liegt. Die geschlechtliche Fortpflanzung und die damit verbundene genetische Neukombinierung hat demnach wohl nur die Funktion, diese Variation zu fördern, zumal der Weg vom Genom zum daraus hervorgehenden Lebewesen keinerlei natürliche Beziehung aufweist. Oft zeigt sich eine Ergebnisvielfalt nur, weil es in unterschiedlichen Umgebungen zu unterschiedlichen Genexpressionen kommt. Und diese so entstandenen (wenngleich nicht genbedingten) Unterschiede können selbst wiederum vererbbar sein. Wir können nur darauf hoffen, interessante Regelmäßigkeiten zu finden, genauso wie es andere Konstanten in der Entwicklung der Lebewesen gibt. Dass jeder Mensch normalerweise zwei Augen und zwei Arme hat, ist festgelegt. Aber wer kann schon sagen, welche psychologischen Charakterzüge sich als ähnlich stabil erweisen? Möglicherweise ist nicht ein einzelner Charakterzug – etwa egoistisch oder aggressiv zu sein – konstant. Vielmehr ist vielleicht der Zusammenhang zwischen der Umwelt und der Charaktereigenschaft stabil: also beispielsweise egoistisch zu sein, wenn man dazu erzogen wurde, oder aggressiv zu sein, wenn man von aggressiven Erwachsenen umgeben ist. Gleiches gilt für den kindlichen Spracherwerb. Nicht, dass Kinder Chinesisch oder Französisch lernen, bildet die Konstante, sondern, dass sie die Sprache erwerben, in die sie „hineingeboren“ werden.

Dass der Mensch zumindest teilweise das Produkt seiner Kultur und Umwelt ist, ist heute alles andere als eine „unwissenschaftliche“ Aussage.

Kultur – das ist kein nebulöser Zeitgeist, keine übernatürliche kausale Kraft, losgelöst von der Welt, die uns umgibt. Kultur meint hier schlicht den Teil eines Lebensumfelds, den Andere in ihrer Gesamtheit in prägender Weise mitgestalten. In diesem Sinne bestimmt die Kultur, welche Muttersprache wir erlernen, welche Dinge wir bewundern, was wir uns vom Leben erhoffen oder erwarten. Sie beschert Kanada zum Beispiel eine Mordrate, die nur ein Viertel so hoch liegt wie in den USA. Und sie hat binnen weniger Jahrhunderte (viel zu kurz, als dass die natürliche Selektion hätte greifen können) aus den blutrünstigen Wikingern von einst die friedfertigen Skandinavier von heute gemacht.

Diverse Wissenschaften, oder eine Kombination daraus, mögen in der Frage nach dem Selbstverständnis des Menschen immer wieder Fortschritte erzielen. Doch müssen wir aufpassen, um Wissenschaft nicht mit den Ideologien einzelner Wissenschaftler zu verwechseln. Dies gilt insbesondere für die Evolutionsbiologie, nach der es keinen echten Altruismus geben kann. Die Evolutionsbiologen verstehen unter Altruismus ein Verhalten, das auf Kosten des eigenen Wohlergehens, der eigenen Fitness, das Wohl eines Anderen steigert. Jeglicher Ansatz dazu würde sich im Laufe der Evolution selbst ausrotten. Folgt man dieser Argumentation, so überlebt nach dem Darwin'schen Prinzip nur die stärkste, aggressivste und skrupelloseste Bestie im Dschungel des Daseins. Macht geht demnach vor Recht und regiert zwangsläufig.

Das egoistische Gen

In seinem Klassiker *Das egoistische Gen* versucht der angesehene Evolutionsbiologe Richard Dawkins diesen Ansatz zu enthärten. Seiner Meinung nach ist der Mensch die einzige Spezies auf Erden, die es vermag, gegen „die Tyrannei der egoistischen Gene anzukämpfen“. Der Mensch vermag es, einigermaßen verträglich und gesittet zu leben, auch wenn er genetisch auf wilde Bestie programmiert ist. Aber diese Formulierung ist etwas unglücklich. Natürlich besitzt der Mensch Gene – wie jedes andere Lebewesen auch. Er hat aber auch eine Psyche. Das heißt, unser Gehirn bildet sich im Wechselspiel von genetischer Veranlagung und Umweltfaktoren aus, setzt Gene in Proteine und Zellen um, so dass wir uns in unserer Art zu denken, zu empfinden und zu sprechen unserer jeweiligen kulturellen Umgebung anpassen. Was genau aber meint Dawkins, wenn er davon spricht, gegen die „Tyrannei der Gene anzukämpfen“? Spielt er damit vielleicht auf Situationen an, wo man eigentlich egoistisch handeln möchte,